Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

27 (8.7.1934) Rasse und Volk

Visual Library

Frau A. v. Lettow-Vorbeck:

Heimisches Handwerk

Der Mensch liebt die Gegensätze und wie der Pendel nach zwei Seiten schwingend den Gang der Zeit regelt, so schafft der Mensch durch seine wechselnde Geistesrichtung und Lebenseinstellung den Ausgleich in vielen Dingen des Lebens. Das Bestreben, alles zu mechanisieren, hat seinen Höhepunkt überschritten, mächtig regt sich der Drang nach persönlich eigenartigem in Handwerk und Kunst. Vieles gänzlich in Vergessenheit geratenes, wie das Spinnen und Weben kommt wieder zu Ehren, und wo sich in einem Winkel des Reichs ein heimisches Handwerk erhalten hat, spürt man ihm nach und sucht es zu beleben. Die Arbeitslosigkeit, die manchem den regelmäßigen Weg zu Stadt und Arbeitsstätte abschnitt, förderte heimisches Gewerbe, denn des Menschen ewig geschäftige Hände suchen nach Betätigung und gehen zum Schnitzen, Flechten, Basteln über. Im Odenwald ist noch manches derartige erhalten. Darnach forschend, fand ich ein gut Teil alten deutschen Volkstums.

Meine erste Wanderung ging an einem Herbsttag ins Finkenbach-Illfenbach- und Schönauertal. Die Nebel unter uns lassend, erstiegen wir die Höhen, die sich in der großen feierlichen Stille des Herbstes vor unseren Blicken in blaue Fernen dehnten. Schönmattenwag — im Volksmund „Schimmeldewoog" — hat viel alte Fachwerk- und geschindelte Häuser, eine schöne Barockkirche, an die sich ein Gasthaus drängt, und schmiegt sich in die hügelige Talmulde. Hier stoßen wir auf die erste Heimarbeit: Korbmacherei. Schienenkörbe, „Schienekrätte" geheißen, aus Eichenspänen, in ovale Form mit Handgriffen gebracht, dienen zu Erntezwecken, runde aus Weiden als Kohlenkörbe, auch für Bergwerke. Ganz oben am Hang wohnt ein Korbmacher, der sein Handwerk schon vom Großvater erlernte. Er sitzt vor dem Haus, von Kindern und Haustieren umgeben. Wir sehen zu wie er mit flinken Händen die Haselruten schält, an beiden Enden leicht einschneidet und durch Beugen messerscharfe Späne abspaltet, die zwischen die gröberen Sprossen geflochten, einen runden Handkorb mit hübscher Stirnseite erstehen lassen. An einem Tag stellt der Mann 7 Körbe fertig, aber der Absatz ist gering, es ist Nebenberuf, und die Ware wird durch Hausieren vertrieben. Sie machen am Ort auch noch Brotnäpfe, „Priemelbesen" und Birkenbesen, aber nur zum örtlichen Gebrauch. Von Tal zu Tal ist wenig Verkehr, nur an den Flüßchen und Bächen entlang, die in manchen Tälern, wie nach Mudau zu, eine Menge Mühlen treiben.

Talab in Ludwigsdorf blüht die Schindelindustrie. Aus den umgebenden Eichenwäldern wird von den schönsten Stämmen nur das Kernholz genommen und auf der Schnitzbank im Handbetrieb in dünne, schmale Bretthen in sechserlei Mustern geschnitten. Die kunstvollsten Zungenschindeln sieht man nur nur noch an den ältesten Häusern. Ob die nach der Entvölkerung des 30jährigen Krieges hier angesiedelten Tiroler und Schweizer dies Handwerk einführten? Denn sonst ist bei dem stillen freundlichen Volk dieses Odenwaldtals wenig Eigenartiges mehr zu finden. Sorgsames Forschen hat zwar noch altes Kulturgut zusammengetragen und in Museen gesammelt, aber die Quellen versiegen allmählig. Der Odenwälder mit seinen kurzen und verhältnismäßig milden Wintern, die ihm die fast ununterbrochene Tätigkeit in Wald und Steinbruch ermöglichen, hat nicht den natürlichen Antrieb zur Heimarbeit wie der Schwarzwälder, und wenn er in früheren Jahrhunderten als Pechsieder, Glasmacher, Köhler, Schnitzer und Schnäfler (Verfertiger von Holzgefäßen) die Wintertage verbrachte, so hat ihm heute die „Faverit" den kleinen Verdienst aus den Händen genommen. Auch das Gewinnen von Samen von Kiefern und Fichten im Handbetrieb, das mancher Frau einige Groschen abwarf, besorgen jetzt die Kleng-Anstalten. So lebt er einfach, genügsam, aber gesund, und in allen Dörfern lacht und purzelt es von blond- und braunköpfigen Kindern, die mit entzückend bodenständigem Spielzeug sich vergnügen. So sah ich ein Bübchen ein Wägelchen ziehen, wie es das Dürerhaus nicht schöner liefern kann, und ein ganz Schlauer hatte sich aus einer Rübe einen Zeppelin gebaut, mit Holzstückchen als Gondel und Propeller!

Nun ging es über den Berg nach Altnendorf, wo die Suche nach dem fast sagenhaften Weber begann. Erst sollte er in Spechbach wohnen und über 80 Jahre alt sein, dann wieder hier, aber sein Garn spann sich schon in die Ewigkeit hinüber. So kehrten wir im Dorfwirtshaus ein mit seinen ringsum die Wände entlang laufenden Bänken, seinem schlangenartig in die fernen Winkel der Stube sich windenden Ofenrohr, den niederen Tischen: noch alter heimatlicher Odenwaldstil. Keine kahlen Betonwände und Decken rauben einem die Stimmung; hier können sich noch richtige „Balken biegen", wenn die vielen Jäger und Forstleute einkehren! Eine alte Großmutter saß am Ofen mitten in der Stube und während die von ihr entzündeten Späne flackernden Schein auf ihr Gesicht warfen, erzählte sie, wie vor dreißig Jahren noch viel gesponnen und gewebt worden sei in diesem Tal, auch die Anfertigung von Holzklammern, Strohschuhen und hölzernem Hausrat, Mann und Weibsleute im Winter beschäftigt hätten. Woher die hohen Milchtöpfe auf ihrem Herd stammten, wußte sie nicht. Die Töpferei ist trotz der guten Tonerde in Michelstadt, Neckargemünd und Bammental ausgestorben. Vereinzelt fand ich sie in Michelstadt und Beerfelden, in voller Blüte aber in der Amtsstadt Buchen.

Urväterlich vorgeschichtlich mutet einen das Töpferhandwerk an. Die kreisende Scheibe, der auf- und abatmende Tonklumpen, der, sich dehnend und höhlend, plötzlich als fertiger Topf oder Krug vor uns steht. So mögen schon unsere germanischen Vorväter ihre schöngeformten Gefäße hergestellt haben, die wir in ihren Grabstätten fanden. Der Buchener Meister hat sein Geschäft von Ureltern ererbt und hält tapfer durch, sein Handwerk als das Schönste und Freieste preisend. Und es ist ja auch das Erdverbundenste. Stoff von unserem Stoff läßt sich die Materie beleben, vom Geist des Schaffenden durchdringen, bekommt Ausdruck von Standes- und Volkseigentümlichkeit und, wie kein anderer Gegenstand, begleitet das Gefäß den Menschen in seiner Vielgestaltigkeit durch das ganze Leben, bis es oftmals Behälter seiner Asche wird.

Sorgfältig wird die Tonerde behandelt. Es gibt dreierlei Sorten: Die am Ort gefundene rote, die blaue von Klingenberg am Main und die weiße aus der Gießener Gegend. Sie zu vermischen ist das Geheimnis des jeweiligen Töpfers. In der Mahlmaschine wird der rote Ton gemahlen, geknetet, durch eine Art Wurstmaschine gepreßt und in „Portionen" zerlegt, die auf der Blumentopfpresse, von drei Mann bedient, geformt werden. Sie sind der eigentliche Haupterwerb. Daneben geht die Handtöpferei aus den Tonmischungen auf der Drehscheibe mit Fußbetrieb oder elektrischem Antrieb. Mit einem Gummiböllchen werden die farbigen Verzierungen auf die Gefäße gedrückt, dieselben mit Glasur bestrichen und nochmals getrocknet. Jeden Monat wird der Brennofen angeheizt, wie ein Backofen, mit langen Scheiten, die „War" hineingestellt in der Weise, daß die Glut sie von allen Seiten umspülen kann. Die feinen Sachen stellt man in Muffeln auf, damit der Ruß sie nicht schwärzt. Nach 28 bis 30 Stunden haben die Flammen des vorn im Ofen brennenden Feuers die Gefäße zur Rotglut erhitzt. Man öffnet den Ofen und sieht mit Hilfe eines Spans, der sich an der Hitze im Ofen entzündet, ob der Brand beendet und gelungen ist. Manches Stück muß nochmals gebrannt werden und Ueberraschungen bleiben nicht aus; oft ist auch hier der Zufall Erfinder oder einmaliger Schöpfer. Wie anmutig und heimelig sind all die fertigen Töpfe, Krüge und Schalen, die auf Regalen die zweistöckige Scheune füllen, in den einfallenden Sonnenstrahlen aufleuchtend. Da der Verkauf am Ort nicht rege genug ist, fährt der Töpfer im umgebauten Auto überland und hausiert mit seiner Ware, sich allen Gegenden, die er bereist, anpassend. Es wäre eine schöne Aufgabe für Kunstgewerbler, den Töpfermeistern, deren es im Württembergischen noch viele gibt, neue Muster und Zeichnungen zu bringen, oder alte Formen aus unseren Museen zu vermitteln.

(Fortsetzung folgt)

Rasse und Volk

Folge 27 — Sonntagsbeilage des „Führer" — Sonntag, 8. Juli 1934

Hermann Fantz:

Der Hockefelsengeist

Eine Schwarzwaldsage

Die Tat

Der erste Sonntag im Maienmond dämmert in den Abend. Grau verhangen ist der Himmel und ununterbrochen rauscht der Regen auf die sturmgepeitschten Tannen des kleinen Waldtales. In heftigen Stößen treibt der West schon seit Tagen dicke Wolkenbänke das Kinzigtal herauf. In den mächtigen Waldriesen der Berge ringsumher bricht sich ächzend seine Gewalt. Alle Schleusen des Himmels scheinen offen. Dabei herrscht eine Kälte, die mit rauhem Atem das kaum ersprießende Leben in der Natur zurückhält. Der gewaltige Rücken des Kallenberges schaut überreift von einsamer Höhe herab in das tiefeingerissene Reichenbachtal; es schneit oben.

Schon geraume Zeit geht ein Bursche in der hereinbrechenden Nacht fröstelnd auf dem Talweg auf und ab. Das abgetragene Lodenwams triefte vor Nässe, und ein über das andere Mal windet er das Regenwasser mit schwieliger Hand aus Aermel und Rockschoß. Ein feines Bächlein sucht sich an seinen Beinkleidern hinab den Weg, um in den ausgetretenen Schuhen sich mit anderen zu einem, unter jedem Tritt quietschenden Seelein zu vereinen.

So treibt sich der Bauernknecht aus dem Talhof schon eine gute Stunde beim Hockenfelsen herum, durch den sich der Bach seinen seligen Weg genagt hat. Ueber die kleine Steinbrücke, die hart am Fels den Bach überquert, bohrt sich sein Blick in das Dunkel hinein, lauscht sein Ohr auf jeden Schall, der das Tal herauf dringt. Doch das Gemurmel des angeschwollenen Baches, sowie das gleichmäßige Rauschen des Regens, ersticken jedes sonstige Geräusch. Ob seine Bärbel eine halbe Stunde früher oder später als verabredet sich am wohlbekannten Platze einfindet, bewegt sein Inneres nicht so sehr, als das Grübeln und Wühlen, wie er sich dieses folgenschweren Verhältnisses mit ihr entledigen könne. Manchen Plan hat er ausgehegt und wieder verworfen; aber heute steht es fest bei ihm und all sein Brüten macht sich in den wenigen Silben Luft: „So oder so".

Und da steht auch plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, die Bärbel vor ihm. Schüchtern sucht sie seine Hand, nestelt sich an ihn heran und sucht Hilfe und Rat für gemeinsame Schuld.

Doch wild fährt er sie an. Was gewährende Liebe begonnen, schlägt um in wilden Haß. Mit Verwünschungen und Flüchen gegen das Mädchen, macht er seinem Herzen Luft und steigert sich in eine Raserei hinein, die ihm zur Ausführung seines Planes noch fehlte. Scheu weicht die Bärbel zurück; er drängt ihr nach. Es bedarf nur noch eines schwachen Stoßes und rücklings stürzt das Mädchen über die Brücke hinab. Hart ist der Aufschlag auf dem Granit des Hockenfelsens. Ein kurzes Stöhnen, wie ein Fluch dringt es an sein Ohr, der aufschäumende Wildbach führt sein Opfer talaus.

Ein kalter Schauer durchrieselt den Mörder. Für Minuten versagen ihm Sinne und Nerven jeden Dienst. Reglos ist er an den Ort seiner Freveltat gebannt. Sein starrer Blick dringt hinab zum Felsen, zum Bach, als müsse er dort noch sein Opfer finden. Doch Nacht ist es in ihm. In den Ohren hat er das hämmernde Sausen des Blutes; sein Kopf schmerzt zum zerspringen. Kalter Schweiß rinnt von der Stirne und vermischt sich mit dem Regen, der ihm mit unverminderter Heftigkeit in das Gesicht klatscht.

Da schüttelt er die Benommenheit jäh ab, zieht den Hut noch tiefer und rennt talauf seiner Behausung zu. Atemlos wirft er sich auf sein hartes Lager und erwacht mit dem späten Tag aus todesähnlichem Schlaf.

Die Sühne

Nicht lange bleibt das Verbrechen verborgen. Mit sicherer Hand greift die irdische Gerechtigkeit in das enge Waldtal und führt den Mörder vor die Schranken des Gerichtes zur letzten Sühne.

Ungeweihte Erde deckt seine modernden Gebeine; doch an seine Seele heften sich die Schatten, unerbittlich. Der Fluch des doppelt getöteten Lebens geht in Erfüllung, es ersteht der Hockefelsengeist. Bald erscheint er zu mitternächtiger Stunde als schwarze Katze, bald als Hund mit unheimlich glühenden Augen, bald als frommes Pferd.

Ein Bauer aus dem oberen Tal hat schon oft vom Hockefelsengeist gehört, gesehen hat er ihn aber noch nie, obwohl er schon zu jeder Tag- und Nachtstunde über das schmale Brücklein gegangen ist. Er hat keinen Glauben an derlei Dinge. Als vor einigen Tagen die Burschen und Mädchen von den Höhen und Talhöfen bei ihm „zu Licht" waren, wurde gar viel erzählt von Geistern und Hexen, die in den heimischen Bergen gehen. Mancher tischte seine Erlebnisse mit dem Hockefelsengeist auf. Da reifte in dem Bauern der Entschluß, den Geist bei nächster Gelegenheit zu rufen.

In einer rauhen Novembernacht nimmt er seinen Weg von Schiltach dem Reichenbächle zu. Nach kurzer Zeit steht er auf dem Brücklein am Felsen. Vorsorglich hat er beide Hosentaschen mit Steinen gefüllt, um dem Geist den Pelz zu klopfen.

„So Hockefelsengeist, jetzt kannsch kumme, wenn d'r ebbis witt —, i ha bigott kei Angscht vor d'r", tönt sein Ruf. Doch nichts rührt sich, alles bleibt schwarz und grau wie zuvor. Nochmals und nochmals verhallt sein Ruf. Da, was ist das vor ihm! Einige Meter oberhalb der Brücke befindet sich rechter Hand eine ebene Laderampe. Läuft dort nicht ein grauer Hund, groß und zottig? In mächtigen Sätzen mißt er den beschränkten Raum ab, schnüffelt fortwährend am Boden, ohne auf den erschrockenen Bauern zu achten. Langsam kehrt demselben der Mut wieder, und schon fliegt ein Stein nach dem Tier, ein zweiter und dritter folgt; der Hund aber achtete der Würfe nicht, doch größer und größer wird jetzt dessen Gestalt, und ein Paar feurige Augen starren herüber, in denen ein böses Licht flackert. Der Schwanz des Hundes wächst ins riesenhafte, Meter um Meter schiebt sich das Ungeheuer näher. Furcht und Entsetzen packen den Bauern vor solcher Erscheinung. Der schon erhobenen Hand entgleitet der wurfbereite Stein und rollt hinab in die Wiese; der Spuk aber ist verschwunden.

Jahre sind vergangen. Der Hofbauer aus dem oberen Tal hat seither seine Schritte schon oft über die Brücke gelenkt, gerufen hat er den Hockefelsengeist nie wieder, ge-

sehen aber auch nicht. Er hat es sich zur Gewohnheit gemacht, ohne zu zögern den verrufenen Ort zu durcheilen.

Eines Nachts stampft sein braver Fuchs das Reichenbächle hinein und führt in dem Bernerwägele den schlaftrunkenen Bauer seinem Berghof zu. Das treue Tier findet trotz Finsternis allein seinen Weg dem Stalle zu. Kurz vor dem Felsen wird der Alte wach, sein sicherer Instinkt hat ihn aufgerüttelt. Er kommt in den Bannkreis des Geistes. Kaum ist sein Brauner, der unter dem Sattel geht, über das gewölbte Brückchen hinweggetrabt, da geschieht etwas Merkwürdiges. In vollem Geschirr geht ein kräftiger grauer Schimmel im Gespann neben dem Fuchs und hilft ihm das leichte Gefährt talaus ziehen. Ruhig schreiten die beiden ungleichen Tiere nebeneinander, keines läßt sich durch die Gegenwart des anderen beunruhigen. Erst kurz vor der Talgabelung schwenkt der Geistergaul rechts ab und verschwindet. Ist der Bauer anfänglich über die seltsame Erscheinung recht erschrocken, so verfällt er jetzt in ein schweres Grübeln, aus dem ihn erst die Stimmen seiner Angehörigen im hochgelegenen Berghof aufrütteln. Sein Glaube an den Hockelfelsengeist aber ist jetzt unerschütterlich.

Noch oft hat sich das geisterhafte Pferd dem nächtlichen Wanderer gezeigt. Bald schreitet es auf dem Talweg, bald unten am Bach. Stets geht es in vollem Geschirr, oft mit Kummet und Wagscheit, dann wieder wie zum Holzriesen mit Ketten und Goteisen. Nachdem es die vorgeschriebene Strecke zurückgelegt hat, löst sich das Spukbild wie Nebel auf.

Am häufigsten trifft man jedoch den Geist in Gestalt einer schwarzen Katze an. Zwei glühende Augen bohren sich dann vom Hockefelsen in das nächtliche Dunkel und starren fiebrig das Tal hinaus. In verschwommenen Umrissen zeichnet sich eine große, schwarze Katze ab.

Einem Bauern ist der Geist schon bald eine vertraute Erscheinung geworden, die ihm keine Furcht mehr einflößt; häufige Begegnung stumpft ab. Gesehen hate er den Geist schon dutzende Male, aber heute nacht will er ihn mal fassen, die Katze in Händen halten, an Mut gebricht es ihm wahrlich nicht. Kaum ist er am Felsen angelangt und hat die Katze erblickt, so eilt er auch schon in langen Sätzen auf dieselbe zu. Ruhig starrt ihn das Tier aus heißen Augen an, es macht keine Anstalt, sich den zugreifenden Händen durch die Flucht zu entziehen. Und kräftig packt er zu, der Furchtlose, um im nächsten Augenblick mit blutig zerstochenen Händen aufzuschreien, das mollige Fell der Katze ist unter seinen schwieligen Fäusten zum stachligen Panzer eines Igels geworden.

Die Sühnezeit des Geistes ist seit vielen Jahren um. Ruhig ist es wieder zur nächtlichen Stunde an der Brücke beim Hockefelsen geworden. Nur der Volksmund weiß noch von den Geschehnissen vergangener Tage zu berichten und hält damit das Andenken an die Schuld und Sühne des unglücklichen Bauernknechtes wach.

Willy Brandl:

Der alte Goethe in der Heimat

Im Jahre 1797 ist der 48jährige Goethe nach langer Abwesenheit in Frankfurt eingekehrt, um seine Mutter wieder einmal zu sehen. Es war die schlimmste Zeit der Isolierung in Weimar: nach der italienischen Reise und dem damit verbundenen Bruch mit Charlotte von Stein gelang es ihm nicht, mit den alten Freunden wieder in einen lebendigen Verkehr zu kommen; die Freundschaft mit Schiller war noch nicht zum beglückenden Erlebnis geworden. Er hat sich wie eine Schnecke in sein Haus zurückgezogen, nach außen vollständig erstarrt in Formalismus. So hat er auch auf dieser Reise in die Schweiz sich „Reiseakten" und alle möglichen Schematas mitgenommen. Uns weht aus all den Berichten etwas Frostiges entgegen, das uns ihrer nicht froh werden läßt. Die alte Frau Rat hatte 2 Jahre vorher das Haus am Hirschgraben verkauft, Goethe scheint sich damit überhaupt nicht befaßt zu haben, er rühmt nur einmal die neue „ruhige und heitre Wohnung". Seine Schilderung Frankfurts ist die eines Fremden. Er sieht nicht die Schönheiten der Stadt, tadelt die alte Bauweise, berichtet nur über das Theater und seine Kräfte, über das Benehmen der französischen Besatzung, und über italienische Zeitungen.

Als ein ganz anderer ist er mit 65 Jahren 1814 wieder heimgekehrt. Gewiß, er war in Weimar noch einsamer geworden. Schiller war beinahe zehn Jahre tot, verstanden hat ihn niemand mehr. Und doch liegt es auf der Reise des Alternden in die heimatlichen Gefilde wie ein stiller, aber umso stärker leuchtender Herbstsonnenglanz. Wir wissen nicht zu sagen, was ihn in die Heimat trieb. Der äußerliche Anlaß war der, daß sein alter Freund Zelter seit Wochen in Wiesbaden zur Kur weilte, ihn hat er auch zuletzt aufgesucht. Als er dann nach Frankfurt kam, scheint ihn die Erinnerung an die Jugendjahre doch stark erschüttert zu haben. Schon am ersten Abend ging er durch die alten Gassen der Reichsstadt, er schlenderte durch den Hirschgraben und war gerührt vom Klang der alten Hausuhr, die auf der väterlichen Diele gestanden und ihm nun unendliche Erinnerungen erweckte. Er besuchte alte Freunde, vor allem Willemer, in dessen Stadthaus und Landsitz auf der Gerbermühle er frohe Tage verlebte. Und dann besuchte er die ihm aus der Jugend wohlbekannte Familie Brentano und mag sich an Maximiliane, geborene La Roche, erinnert haben, die einst die Tragödie des Werther entstehen ließ. In dem Brentanoschen Landhaus in Winkel bei Rüdesheim hat er sich ganz den fröhlichen Menschen des Rheins angepaßt. Da feierte man gerade das Fest des heiligen Rochus und der Alte hat uns mit innigem Behagen diesen ganzen Betrieb geschildert, mit all der rheinischen Freudigkeit, mit all dem lebhaften Drum und Dran, mit den Prozessionen auf den Rochusberg bei Bingen. Nie in diesen Zeiten hat er das einfache unbeschwerte Volkstreiben so köstlich geschildert: „Nun wurden wir aber sogleich gewahr, daß wir uns dem Lebensgenuß näherten. Gezelte, Buden, Bänke, Schirme aller Art standen hier aufgereiht. Ein willkommener Geruch gebratenen Fettes drang uns entgegen. Beschäftigt fanden wir eine junge tätige Wirtin, umgehend einen glühenden weiten Aschenhaufen, frische Würste — sie war eine Metzgerstochter — zu braten. Durch eigenes Handreichen und vieler flinker Diener unablässige Bemühung wußte sie einer solchen Masse von zuströmenden Gästen genug zu tun. Auch wir, mit fetter, dampfender Speise nebst frischem, trefflichem Brot reichlich versehen, bemühten uns, Platz an einem geschirmten, langen, schon besetzten Tische zu nehmen. Freundliche Leute rückten zusammen, und wir erfreuten uns angenehmer Nachbarschaft, ja liebenswürdiger Gesellschaft, die von dem Ufer der Nahe zu dem erneuten Fest gekommen war. Muntere Kinder tranken Wein wie die Alten. Braune Krüglein, mit weißem Namenszug des Heiligen, rundeten im Familienkreise. Auch wir hatten dergleichen angeschafft und setzten sie wohlgefüllt vor uns nieder." Und der „alte Heidenkönig" — wie ihn Sulpiz Boisserée gerne nannte — hat bei einem zweiten Besuch selbst das Bild des Heiligen skizziert, Heinrich Meyer zeichnete den Karton, nach dem Luise Seidler das Oelgemälde ausführte. Es ziert noch heute die Kapelle. Das war die Frucht der Heidelberger Tage, wo er in der Sammlung alter deutscher und niederländischer Oelgemälde der Brüder Boisserée ein lebendiges Verhältnis zu dieser Kunst gewonnen hatte. Er hat damals auch wieder den Zusammenhang mit seiner Jugend gefunden. Im Studium der Pläne Sulpiz Boisserée's zum Ausbau des Kölner Doms stieg seine eigene Vergangenheit und sein schwärmerisch Bekenntnis zum Straßburger Münster und zu Erwin von Steinbach wieder lebendig vor ihm auf.

Und das Jahr darauf hat es ihn wieder in die Heimat getrieben. Hier erneuerte er in Wiesbaden die Bekanntschaft mit dem Freiherrn von Stein und besuchte ihn auf seinem Schloß in Nassau. Es waren nur wenige Tage, die die beiden „größten Männer Deutschlands", wie Arndt sie nannte, zusammen nach Köln fuhren, aber diese Begegnung war bedeutungsvoll genug. Freiherr von Stein hatte sich das Ziel gesetzt, die eben erst nach der Abschüttelung des französischen Joches dem preußischen Staat einverleibten Rheinlande auch geistig dem Deutschtum wieder zu gewinnen. Goethe hat ihn unterstützt, indem er seine Ideen über die Bedeutung der rheinischen Kunstschätze, über die Mittel zur ihrer Erhaltung in dem Aufsatz niederlegte „Ueber Kunst und Altertum am Rhein, Main und Neckar". Er ging aus von der Bedeutung Kölns, von dem Plan, eine deutsche Universität am Rhein zu gründen, aber er griff dann viel weiter aus, nach Mainz, nach Frankfurt, nach Hanau, nach Darmstadt, Heidelberg und Karlsruhe. Es ist dies keine Reisebeschreibung, sondern mehr eine Denkschrift mit dem ausgesprochenen Zweck, für die Bestrebungen der rheinischen Altertumsfreunde zu werben.

Auch in diesem Jahr kehrte er wieder in Heidelberg ein, von dem er rühmend bemerkte: „Diese Stadt, von so mancher Seite merkwürdig, beschäftigt und unterhält den Besuchenden auf mehr als eine Weise." Er hat sich eingehend mit der frühmittelalterlichen Kunst auseinandergesetzt, auch versucht, sie kunstgeschichtlich zu analysieren, hat sich aber da von den irrigen Vorstellungen der Brüder Boisserée nicht freimachen können. Es wäre aber falsch, in dieser Stellungnahme eine „Bekehrung" zu sehen; er hat selbst betont: „Unter denjenigen Vorteilen, welche mir meine letzte Reise gebracht, steht wohl die Duldsamkeit obenan, die ich, mehr als jemals, für den einzelnen Menschen empfinde und so hab' ich niemanden in seiner Lebensweise irregemacht." Für ihn war die Berührung mit der frühchristlichen Kunst nur eine weitere Bereicherung seines Wesens, innerlich ist er seinen alten Idealen treu geblieben: „Ich habe an der Homerischen wie an der Nibelungischen Tafel geschmaust, mir aber für meine Person nichts gemäßer gefunden als die breite und tiefe, immer lebendige Natur, die Werke der griechischen Dichter und Bildhauer."

Es waren glückliche Tage, die der Alte damals im Kreise jugendlicher Freunde verlebte. Er hat offenbar vorgehabt, das Jahr darauf wieder die heimatlichen Gefilde und all die Rheingegenden zu besuchen, in denen er eine sturm- und drangvolle, aber glückliche Jugend verlebte. „Glückte uns nochmals, am Oberrhein zu verweilen, so bieten uns Mannheim, Schwetzingen und die gräfliche Sammlung deutscher Altertümer zu Erbach den schönsten Stoff, sowie auch Karlsruhe wegen Garten-Anlagen und botanischer Anstalten, schöner naturhistorischen und Kunstsammlungen und neuer Gebäude Gelegenheit gibt zu den wichtigsten Betrachtungen." In ihm erwacht wieder das Gefühl für volksnahe Dichtung und er wünscht dem Oberrhein Glück, „in Herrn Hebel einen Provinzialdichter zu besitzen, der, von dem eigentlichen Sinne seiner Landesart durchdrungen, von der höchsten Stufe der Kultur seine Umgebungen überschauend, das Gewebe seiner Talente gleichsam wie ein Netz auswirft, um die Eigenheiten seiner Lands- und Zeitgenossen aufzufischen." Er freut sich, durch die damals von Paris nach Heidelberg zurückgekommenen Teile der alten Kurpfälzischen Bibliothek auf die literarischen Schätze deutscher Vergangenheit hingewiesen zu werden. Denn hier „scheinen die schönsten Hoffnungen zu ruhen, daß nämlich, wenn die übermäßige Freude über Neuaufgefundenes oder Neubeachtetes wird beschwichtigt sein, wahre Einsicht und wohlgerichtete Tätigkeit sehr schnell sich allgemein verbreitern werden".

Es sollte anders kommen. Goethe verließ fluchtartig Heidelberg, er wählte den Rückweg nicht mehr über Frankfurt, sondern über Würzburg. Er hat die Heimat nicht mehr gesehen.

Die Ursache dieser Handlungsweise machen uns die verschiedenen literarischen Dokumente nicht klar. Die Dichtung eröffnet uns den Schlüssel. Der tiefste Grund, daß Goethe sich damals der Heimat innerlich so aufschloß, daß er sie dann aber fluchtartig verließ, war die Liebe zu der jungen Frau Marianne seines Freundes Willemer, die als „Suleika" des „West-Oestlichen Diwan" in die Unsterblichkeit eingegangen ist.

Ueber diese Liebe und Entsagung soll das nächstemal erzählt werden.

G. A. Schott:

Karlsruhe in den Revolutionswirren 1848-49

(Schluß)

Die vor diesen Unruhen, am 3. Juni, gewählte verfassunggebende Versammlung trat am 10. Juni zu einem feierlichen Eröffnungsakt zusammen. Der äußerliche Pomp sollte den Schein erwecken, als ob alles in bester Ordnung und der frühere Friede wieder hergestellt wäre. Doch das in der Eröffnungssitzung nach einer langen Rede Brentanos gebildete diktatorische Triumvirat, aus ihm, Gögg und dem Oberkircher Advokaten Werner bestehend, hatte keine lange Dauer. Ebenso brauchte der gewählte Kammerpräsident Gymnasialdirektor Damm sein Gremium nicht ein zweites Mal zusammenzurufen. Nachdem von der Zentralregierung in Frankfurt ein Einschreiten gegen den badischen Aufstand nicht zu erwarten war, rief Großherzog Leopold die Hilfe Preußens an. Vergeblich machten die Aufständischen in Karlsruhe den Versuch, die Revolution über die Landesgrenzen hinauszutragen, um ihren Erfolg zu sichern. Wirkungslos blieb auch der Einschüchterungsversuch durch Verhängung des Standrechts über Karlsruhe. Die Revolutionäre hatten in dem Polen Mieroslawski einen geeigneten General gefunden, der am 9. Juli in Karlsruhe eintraf. Trotz dieser äußerlichen Stärkung ihrer Lage sah die Regierung das bittere, brechende Ende in den unaufhaltsamen Siegen der preußischen Truppen nahen. Sie ließ daher die Kriegskommission und das Oberkommando schalten und walten, wie es diesen beliebte. Die Kammer der verfassunggebenden Versammlung verschwand ebenfalls geräuschlos. Am 24. Juni traf die „Siegreiche Armee" der pfälzischen Flüchtlinge unter Anführung Schlöffers zerfetzt in Karlsruhe ein. Zum letzten Male entstand Gefahr für die Stadt; die Flüchtlinge hätten an der monarchisch gesinnten Bevölkerung und insbesondere an der Bürgerwehr billig Rache nehmen können. Die Bevölkerung unter der mannhaften Führung des Oberbürgermeisters Malsch und des Obersten Gerber behielt aber kaltes Blut, selbst als den beiden Genannten öffentlich mit dem Erschießen gedroht wurde. Selbst die Bürgerwehr konnte nicht zwangsweise entwaffnet werden. Nach langen Verhandlungen stellte man es den einzelnen Wehrmännern frei, ob sie ihre Waffen abliefern wollten oder nicht. Im Gegenteil, noch bevor Hilfe durch die Preußen in greifbare Nähe rückte, ließ Gerber Generalmarsch zum Schutze seiner Stadt blasen.

Am 26. Juni nahten die Befreier, die sich mit Kanonendonner von Durlach her ankündigten. Die Revolutionäre samt ihren Führern flohen am gleichen Tag aus Karlsruhe. Der Prinz von Preußen, der spätere Kaiser Wilhelm I. hielt unter dem Jubel der Bevölkerung seinen Einzug in der Landeshauptstadt. Der Tag endete mit einer Parade der siegreichen Truppen und der tapferen Bürgerwehr, die der Prinz von Preußen, der spätere Kaiser Wilhelm I., hielt. Oberbefehl des Obersten von Brandenstein blieben die Preußen noch vorerst in Karlsruhe, und sorgten für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit. Am 18. August 1849 kehrte auch der Großherzog wieder nach Karlsruhe zurück. Die preußische Besatzung blieb bis 1851 noch in Baden garnisoniert.

Der mit der Verfassung von 1818 angestrebte Versuch, Fürst und Volk in einem lebensfähigen Staatsgebilde zu verschmelzen, ist daran gescheitert, daß ein ehrliches Verfassungsleben in Baden mit der vom Deutschen Bund unter Metternichs volksfremder Regierung betriebenen Bevormundungspolitik nicht zu vereinen war!

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK